

ihrem Mann reden zu können, wie jene beiden es taten, das hatte sie all die fünfundzwanzig Jahre vermißt.



**MICHAEL FRUTH
AM BAHNDAMM**

(1)

Im Spätherbst unternahm er eine wenig sinnvolle Geschäftsreise nach B. als Vorwand, um das Mietshaus im dortigen Ortsteil Z. zu besuchen, rechts am Straßenende, vor dem Bahndamm. Er hatte die Stadt, seitdem die Familie, von Schlesien herkommend, nach einigen Zwischenetappen im bayrischen Süden Fuß gefaßt hatte, nicht mehr besucht.

Noch immer standen hoch auf ihrer Böschung die verrosteten Waggons in Reih und Glied, was ihn erschreckte, weil ihm dadurch die Welt als etwas Abwartendes, ja fristlos Geduldiges erschien. Tröstlich war immerhin, daß nun ein schmaler Fußgängertunnel den Gleiskörper unterließ.

Er läutete im Erdgeschoß unten rechts, dann links, dann irgendwo, da öffnete sich die Haustür und gleichzeitig die Tür rechts unten. Man stellt sich vor, man wird hereingebeten.

Die Frau sagt: »Und ich bin hier nie weggekommen.« Sie zeigt ihr Kindheitszimmer. Das Bett ist halb so groß wie das in seinem Kopf, aber es ist das Bett.

»Und deine Schwester«, fragt er. »Ist drüben.« »Im Westen?« »Nein gleich hinter der Bahn.« Der Mann ruft vom Wohnzimmer her: »Die ist noch da, weil sie nie weg gewollt hat.«

»Sagst du«, sagt die Frau.

Mit der Frau zu reden, ist nicht einfach, weil sich dann schnell die Kleine von damals dazwischen drängte, die mit den Zöpfen, die erste, die mit ihm sein wollte und ihn gefragt hatte: sind wir zusammen, jetzt? Und die, auf jenem Bett, den Leib hoch warf, so lang, bis ihr der Rock am Nabel lag und ihre kleine, straffe Scham aufleuchtete.

Beim Abschied sagt der Mann: »Nicht jeder hat halt Glück«. Sie sagt: »Komm doch vorbei, wenn du in Z. bist wieder.«

Im Tunnel fiel ihm ihr Name ein, Marlies, und daß das Zimmer mit dem Bett aussah, als würde es auf Kinder warten.

Dort hinten liegt noch das Feld mit wildem Hafer, durchraschelt vom Wind und von Mutters Rock, dem mit den großen Sonnenblumenköpfen auf schwarzem Netz über glänzend steifem Chiffon.

Dahinter die Blockhütten, sauber gereiht und eine jede von Blüten und Büschen umkreist, die die reifen Beeren durch die Zäune strecken.

Noch immer keiner, der dort wohnt oder geht. Oder der oben am Fenster auf den Geruch der Teerkocher wartet, um das Treppenhaus herabzuspringen zum Rattern und Quietschen der Straßenbauwalzen im Dampf. Der sein Messer dreimal, viermal, fünfmal wirbeln läßt, bis es den Sandberg zischend anbohrt.

(2)

Die Welt war tiefer
als die Eisenhaken abwärts im Kipphänger
und als der Schacht
aus Rost und Kohlenstaub im gekappten Kamin.

War weiter
als eines Morgens dort
die leeren Gleise
endlos flohen.

War höher
als der König der Kastendrachen
der sich von seiner Leine
riß für immer.

DIE AUTOREN

Der Schriftsteller und Historiker Jörn Birkholz, 1972 in Bremen geboren, veröffentlichte 2014 seinen zweiten Roman »Schachbretttag« im Folio Verlag (Bozen und Wien). – Heiner Feldhoff, geboren 1945 und aufgewachsen in Duisburg, lebt im Westerwald. Er schreibt Lyrik und Prosa, hat dazu Übersetzungen (u.a. aus dem Koreanischen) und Biographien (Henry David Thoreau, Albert Camus, Paul Deussen) herausgebracht. Diverse Buchveröffentlichungen, zuletzt 2015 »Becketts Hose. Kürzestgeschichten« bei Klöpfer & Meyer in Tübingen. – Michael Fruth, 1943 in Dresden geboren, lebt in Wielenbach/Obb. Veröffentlichungen: »Benno Höllteufel« (Piper) und »Niemand sonst hat die Detonation gehört« (Maro Verlag, Augsburg); »Bayerisches Lesebuch (von Aventinus bis M. Fruth)«. Hörspiele und zahlreiche Literatursendungen im BR. Lange Jahre in Indien, England, USA. Die vorliegenden Texte entstammen einem noch unveröffentlichten Band. – Gunter Gerlach, 1941 in Leipzig geboren und in Hamburg lebend, schreibt vor allem Kriminalromane, zuletzt veröffentlichte er 2015 den Band »Stellvertreter der Wut« im Verlag KBV (Hillesheim). – Katharina Körting, Jahrgang 1968, lebt in Berlin und schreibt Lyrik und Prosa. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften. – Der Hamburger Schriftsteller Christian Maintz, Jahrgang 1958, publizierte 2016 im Verlag Antje Kunstmann (München) seine Lyriksammlung »Liebe in Lokalen«. – Susanne Neuffer, 1951 in Nürnberg geboren, lebt in Hamburg, schreibt Kurzgeschichten und Gedichte. 2014 kam ihr Roman »Schnee von Teheran oder Vom Verlassen des Geländes« heraus, 2016 veröffentlichte sie ihren Erzählband »In diesem Jahr der letzte Gast« im Augsburger Maro Verlag. Sie erhielt u.a. den Walter Serner Preis (2007) und den zweiten Preis beim MDR-Kurzgeschichten-Wettbewerb 2011. – Klaus Johannes Thies, 1950 in Wuppertal geboren, schreibt Prosaminiaturen und Hörspiele. 2015 veröffentlichte er in der Dresdner Edition Azur den Band »Unsichtbare Übungen – 13 Phantasien«. – Wolfgang Wurm, 1972 in München geboren und seit vielen Jahren in Nürnberg lebend, hat fünf Gedichtbände publiziert, zuletzt 2012 »Ver-gewisserung« im Schweinfurter Wiesenburg Verlag. Seine Prosaminiaturen erscheinen demnächst in dem Band »Kurzum«.

Hammer + Veilchen. Flugschriften für neue Kurzprosa. Herausgegeben von Günther Emig und Peter Engel. Erscheinen 4 Mal im Jahr, und zwar zum 15. März, 15. Juni, 15. September und zum 15. Dezember; im Fall von Vollmond einen Tag später. E-Mail: Redaktion@Hammer-und-Veilchen.de. © 2018 für die Texte bei den Autoren. Die Ausgaben eines abgeschlossenen Jahrgangs erscheinen jeweils als »Jahrbuch« (bisher für 2014, 2015, 2016 und 2017). Angegliedert ist die »Edition Hammer + Veilchen« mit bisher sieben Buchausgaben. Weitere Informationen auf der Internetseite www.Hammer-und-Veilchen.de.

HAMMER Flugschriften für neue Kurzprosa

+ VEILCHEN

Herausgegeben von Günther Emig und Peter Engel · Ausgabe 15 · 2018
Mit Beiträgen von Susanne Neuffer · Gunter Gerlach · Katharina Körting · Christian Maintz · Jörn Birkholz · Klaus Johannes Thies · Heiner Feldhoff · Michael Fruth · Wolfgang Wurm

SUSANNE NEUFFER AUS AKTUELLEM ANLASS: REPLIKA

Jetzt schauen sie alle noch schnell diesen alten Film an und seufzen erleichtert auf, daß zwar das bewußte Jahr vor der Tür steht, aber die Welt noch nicht ganz so schlimm aussieht, wie man sich das vor vierzig Jahren gedacht hat. Und dann kommt bald der neue Film in die Kinos und zeigt, wie die Welt in ein paar Jahrzehnten aussieht und daß es absolut schlimm kommen wird, auch hier. Woanders ist es ja ohnehin schon so.

Das Ganze interessiert mich nur begrenzt, bis auf den einen Punkt, den man KI nennen kann oder das Replikanten-Thema. Ich lebe nämlich schon länger mit einer Replikantin, einem Android, einer Humanoiden (oder wie das heißt) in meiner Umgebung.

Mein Mann Gregor hat eine Freundin, die nicht echt ist, nicht echt sein kann. Offiziell ist sie seine Mitarbeiterin. Aber ich weiß, was Sache ist. Sie ist sehr hübsch, offensichtlich klug und kompetent, hat ihre Karriere laut Gregor blitzartig, aber selbständig hingekriegt. Im übrigen weiß er nicht, daß ich weiß. Daß ich von der Affäre weiß und – was er natürlich überhaupt nicht ahnt, weil so etwas außerhalb seiner Gedankenwelt ist – daß sie eine Replikantin ist. Sie ist sehr gut gemacht, denn sie ist gerade nicht vollkommen. Nach allgemeinen Maßstäben ist sie zwar fast perfekt (Figur, Gesicht, Bewegungen), aber da sind kleine Unvollkommenheiten eingebaut, eine kleine Asymmetrie an einem Zahn zum Beispiel, es gibt auch ein oder zwei Pigmentflecken unter dem rechten Auge, und ihre Stimme kiekst leicht, wenn sie etwas Längeres zu sagen hat. Sehr raffiniert gemacht. Laut Gregor sucht sie ständig irgendwelche Schlüssel und kann nicht kopfrechnen. Inszeniert sie bewußt Fehlleistungen, um entsprechende Effekte hervorzurufen? Die Humanoiden der neuesten Generation haben also kleine Macken. Wie vorhersehbar das ist.

Die Frage ist nur: Wozu das Theater? Wer setzt wozu eine Replikantin auf meinen unbedeutenden Mann an? Daß er in der Baubehörde eine einigermaßen leitende Stellung hat, macht ihn für Außerirdische nicht interessant, für innerweltliche Mächte und Interessenvertreter auch kaum. Da hätte man es doch mit schlichter Bestechung (einer Einladung, Segelferien) versuchen können.

Ich nenne sie Replika, Replik heißt ja Antwort, eine schnelle Antwort auf unsere vielen Fragen. Für Gregor und die Behörde heißt sie Renée Plickart. Als Gregor sie mir mit Namen vorstellte, blieb mir ob solcher Chuzpe kurz die Luft weg. Halten die uns Men-

schen für blöd? Oder ist das Offensichtliche die beste Tarnung?

Seit ich den Film gesehen habe, mache ich Testspielchen, obwohl das nicht nötig wäre. Wenn sie zu Extrasitzungen mit Gregor auftaucht, biete ich ihr zu heißen Tee an, warte, daß sie ihn unüberlegt und fühllos hinunterschluckt, aber nein, sie pustet bedächtig auf die Teetasse. Aha, auch die Innenausstattung ist menschenähnlich: Mund, Speiseröhre, Magen, auch die anderen Hohlräume dürften humanoid sein – sonst hätte sogar Gregor etwas merken müssen. Das Biographiespielchen spiele ich nur sehr vorsichtig und dosiert. Dann erwähne ich Kinderspielzeug, Nine Eleven, Adventsbasteln, Muskelkater nach dem Training, nervige Familientreffen. Sie reagiert prompt, zu prompt, finde ich.

Ich rede auch ab und zu über Science-Fiction-Filme, mache Witze über Gestaltwandler, über Data und HAL 9000. Gregor sieht mich dann erstaunt an und sagt: »Ich wußte gar nicht, daß du...« Und Replika kichert verlegen und behauptet, am liebsten Liebeskomödien zu sehen, zur Entspannung. Aber es klinge interessant, was ich da erzählen würde.

Eifersucht würde ich dieses Gefühl nicht nennen, aber da ist Unruhe, dazu ein leises Unverständnis. Was hat sie in dieser Abteilung der Baubehörde zu suchen? Ich habe auf der Internetseite nachgesehen, was Gregor eigentlich so macht, und da ging es um die Statik von Brücken und neue Brückenkonstruktionen, die aussahen, als wären sie nicht von dieser Welt. Vielleicht brauchen sie etwas Vertrautes zum Andocken, dachte ich, etwas, wo sie ihre Schiffe parken, falls sie von außerhalb kommen. Und Replika unterstützt die Vorbereitungen für die Landung!

Das ist die abenteuerliche, filmische Variante: Sie kommen von draußen und besetzen die Erde, und da ich nicht abschätzen kann, ob das zu unserem Vorteil oder Schaden ist, muß ich auch nicht unbedingt etwas dagegen unternehmen.

Wenn Replika aber nicht von draußen kommt, keine Agentin einer anderen Existenzform ist, wenn sie von hier stammt, aus unserer Mitte, aus geheimen Laboratorien, die ich mir nur als unterirdisch vorstellen kann: dann erscheint mir Handeln als dringlich, Replikas Existenz als bedrohlich. In den Kellern sitzen dämonische Wissenschaftler und verdoppeln uns, setzen ihre Geschöpfe auf uns an, die Grenzen verwischen sich. Wir werden von innen her überflüssig gemacht, ausgelöscht, ersetzt durch besser konstruierte Wesen: Dazu braucht es keinen Weltraum mit glitzernden Booten, die leise an Gregors Brücken andocken.

Ich habe auch schon darüber nachgedacht, ob sie wohl weiß, daß

sie nicht echt ist. Woher weiß ich, daß ich echt bin? Die alte Frage, die uns schon im Philosophieunterricht umgetrieben hat, wahrscheinlich auch schon im Kindergarten. Das große Loch, das sich öffnet, wenn man ICH denkt. Und wer garantiert mir, daß ich nicht selbst ein ganz ordentliches fortgeschrittenes Modell bin, das man vor Replika auf Gregor angesetzt hat? Aber dann müßte ich ja einen Auftrag haben. Warum bin ich so ruhig, so gefaßt?

Unsinn, sie ist es, nicht ich.

»Was ist los mit dir?«, fragt Gregor und blättert sich durch die Bücher, die ich auf dem Couchtisch ausgelegt und gestapelt habe. Alles über KI, Maschinen, Robotik. Wenn ich meinen Verdacht äußere, bin ich dran. Wobei es egal ist, ob mein Verdacht sich nach draußen oder nach innen richtet. Es genügt, Replika als das zu erkennen, was sie ist, um in die Lächerlichkeit, in die Isolation, ins Abseits zu geraten.

Ich werde nicht ins Abseits geraten. Ich habe Leute eingeladen, viele Leute, bis auf Lilo und Dr. Weissmann mag ich keinen davon, alles Bekannte, Kollegen von Gregor, Replika natürlich auch, meine Laufdamen und die Bridgerunde.

Lilo hat mir bei der Dekoration geholfen. Ich habe gesagt: Ein bißchen spätes 19. Jahrhundert, Salon, Thema Mensch-Maschine, ein paar kleine Kuchen, Tee und Süßwein. »Oh«, sagte sie, »machst du wieder eine von deinen berühmten Themenparties? Das hast du seit zwanzig Jahren nicht mehr gemacht! Das ist toll!« Es stimmt, früher haben wir, habe ich ab und zu großes Kino veranstaltet, sozusagen Kinderfasching für Erwachsene, weil ich sonst das schwere einschläfernde Ritual von Begrüßen, Trinken, Reden und Verabschieden nicht gut ausgehalten hätte.

Lilo hat ein paar leicht veraltete Schaufensterpuppen herbeigeschafft, aus der geschlossenen Boutique von Dr. Weissmanns Ex-Frau. Wir haben auch ein paar alte Kassenautomaten, einen Kaugummiautomaten aus den Fünfzigern und viele kleine Dinge aus Metall gefunden, die man aufziehen, in Bewegung setzen kann: Aufziehvögel, Aufziehautos, Spieluhren.

Und es läuft, wie es laufen soll. Beinahe. Unsere Freunde (oder wie soll ich die Leute nennen) sind hochgestimmt und amüsierbereit, trinken schnell, spielen begeistert mit dem mechanischen Spielzeug. Im Hintergrund läuft in Endlosschleife ein Opernmitschnitt.

Die Schaufensterpuppen sind der Renner: Lilo und ich haben sie geschminkt, frisiert, angezogen und im Raum verteilt. Sie haben alle kurzes, rotbraunes Haar, rasant geschnitten (soweit das mit dem Kunsthaar möglich ist, das diese Puppen haben), sie tragen hohe Stiefel und kurze Röcke und kleine Gürteltaschen, und als Gregor und Replika hereinkommen – ein bißchen später als die anderen Gäste, weil es noch ein Problem mit der Statik gegeben hat – geht ein Seufzen durch den Raum. Denn Replika trägt hohe Stiefel, einen kurzen Rock, ein Gürteltäschchen und die rotbraunen Haare rasant geschnitten. Lilo sieht mich entsetzt an, ich drücke eine Taste auf meinem Laptop und ein Walzer setzt ein und rauscht und kiekst aus mehreren Lautsprechern. Das Kieksen kommt von der Sängerin, die mechanisch Unverständliches herauspreßt, und Dr. Weissmann ruft »Ja, dann tanzen wir doch mal« und zerrt mich in die Mitte und dreht mich hin und her und zischt dabei: »Was machen Sie da? Was haben Sie vor?« Dr. Weissmann gehört zu den Menschen, mit denen man sich ein Leben lang siezen kann, dafür schätze ich ihn, und ich sage: »Ich will doch nur die Wahrheit!« Und als ich mich umsehe, drehen sich noch einige Paare auf dem Stück Parkett, das wir unter dem Teppichboden gefunden haben. Ich sehe, wie Gregor Replika packt und wirbelt und schleudert, er ist schon an zwei Puppen gestoßen, die ihr so ähnlich sehen, sie gehen krachend zu

Boden. Das muß ich nachher mit Lilo klären, denke ich, die haben ja sicher einen gewissen Wert. Replika sieht ziemlich ängstlich aus und scheint die Situation nicht zu genießen, vor allem nicht, als es das große, häßliche Knarren gibt, mit dem nun auch Gregor zu Boden geht. Er hat die dritte Schaufensterpuppe geschafft und fällt über sie, während die Replika die schmalen Hände vor das Gesicht schlägt und perfekt entsetzt darüber hinwegschaut.

Dr. Weissmann beugt sich über Gregor und dreht ihn zur Seite, kniet sich resigniert neben ihm, bittet dann darum, einen Notarzt zu rufen. Lilo versucht die Gäste in den Wintergarten zu treiben. Die Replika steht zwischen den letzten beiden Puppen, wie Abschied nehmend.

Dr. Weissmann hält sein Ohr an Gregors Rücken, was mich wundert.

»Zu viel für die alte Maschine«, sagte er. »Der ganze Mechanismus war wohl überfordert«. Auf dem Boden liegt ein Schlüssel, ein altmodischer, langer Schlüssel, wie man ihn für alte Holztüren benutzt. Die Replika wischt sich echt aussehende Tränen aus den Augenwinkeln. Jetzt ist der Notarzt da, er läßt Gregor liegen. Und kommt, über Sägemehl und Drähte steigend, direkt auf mich zu.



GUNTER GERLACH SOMMER IN DER STADT

Erst als ich vorbeigegangen bin, registriere ich die Frau mit einer Haut aus Samt. Ein Glitzern geht von ihr aus. Ich kehre um und setze mich an den Nachbartisch vor dem Café.

Das Glitzern kommt von einem Schweißtropfen. Er baucht sich langsam am rötlichen Haaransatz neben dem Ohr der Frau. Nicht mehr lange und er wird genug Gewicht angesammelt haben, um sich zu lösen. Aus der Haltung ihres Kopfes und der Glätte der Haut stelle ich Vermutungen über seinen Weg an. Zuerst wird er die Haut vor dem Ohr durchqueren, sich wahrscheinlich mit häufigem Richtungswechsel von Härchen zu Härchen schwingen, dann mit zunehmender Geschwindigkeit über die glatten Stellen bis zum Kiefer gleiten. Vielleicht an der Rundung verharren, sich sammeln, die Aussicht genießen, um sich dann mit Jubel auf den Hals zu stürzen. Allein die Vorfreude auf das geschwungene Schlüsselbein muß ihn schwindeln lassen.

In diesem Moment wendet sich mir die Frau zu.

»Heiß«, sagt sie, lächelt, hebt die Hand, fächelt Luft.

Zuerst bedaure ich, das Wachstum des Tropfens nicht mehr beobachten zu können, erst dann wird mir bewußt, was sie gesagt hat.

»Können Sie Gedanken lesen?« Ich spreche laut, weil gerade ein paar Autos vorbeifahren. Das lauteste Geräusch auf dem Kopfsteinpflaster kommt von ihren Reifen.

»Nein.«

»Ich habe es im gleichen Moment gedacht und den Schweißtropfen an Ihrem Haaransatz beneidet.«

»Beneidet?«

»Für den Weg, den er vor sich hat. Von den Schläfen bis zum Schlüsselbein.«

Bevor ich sie davon abhalten kann, verreibt sie den Tropfen mit den Fingerkuppen.

»Schade.«

Ihr Mann kommt zurück, hat den Blick auf die schwankende Oberfläche eines Limonadenglases gerichtet. In der zweiten Hand

HEINER FELDHOF PROSASTÜCKE AUS DER REGION

Ausflugsziel

Als ich die Regionalbahn näherkommen hörte, entfernte ich mich rasch von dem mitten im Wald gelegenen Bedarfshaltepunkt, um den Lokführer nicht irrtümlich zum Halten zu nötigen, und war hernach unsicher: Hatte ich die ländliche Infrastruktur mit meinem Verhalten nun gestärkt oder geschwächt?

Historischer Kern

Als wir am Abend im sogenannten historischen Kern von Bad Wimpfen keinen Lebensmittelladen fanden, nur einen Bioladen, an dem das Schild hing: Wegen Krankheit geschlossen, fuhren wir über die Neckarbrücke auf die andere Flußseite, wo wir uns auf den letzten Drücker beim Discounter ein Stück Bergkäse besorgten, mit der Aufschrift: Mit Rohmilch hergestellt, im Kleingedruckten hieß es, bei kleinen Kindern sei der Verzehr von nicht hitzebehandelten Milchprodukten abzuraten. An der Kasse sprach die Kassiererin laut die Zahlen des Wechselgeldbetrags, um diese Zeit müsse sie das tun, um sich noch konzentrieren zu können. Ich hatte an diesem Tag übrigens Geburtstag und sprach immer wieder von meinen ersten embryonalen Lebenstagen im Mutterleib Mitte Oktober 1944, als meine Heimatstadt von den Engländern auf das schrecklichste bombardiert wurde, wie auch hier das nahe Heilbronn am 4. Dezember, einen Tag nach dem ersten Advent. Unter den Opfern bei den Angriffen durch die Royal Air Force kamen im Feuersturm tausend Kinder ums Leben.

Die Gütigen

Wieder gingen wir ins Café Anna Blume. Unsere Kellnerin trug heute ein langes, gelbes Kleid. Sie erzählte, wie begeistert sie gewesen sei von der Reaktion kleiner Kinder beim Anblick der starren Statuen-Mimen in den Großstädten; die Kleinen fürchteten sich vor dem Bewegungslosen und getrauten sich kaum in ihre Nähe, schlichen heran und würden ihnen dann hastig die Geldmünze zuwerfen oder entsetzt davonschieben, wenn der scheinbar Leblose plötzlich ruckartig sich ihnen zuwandte. Sie lobte daher jene gütigen Straßenkünstler, die ganz vorsichtig die Spannung auflösten, indem sie erst mit den Augen blinzelten, damit die Kinder die Wiederbelebung selber entdeckten, und sich dann mit einer tiefen Verbeugung verabschiedeten, denn wie üblich würden die Eltern allmählich ungeduldig und zerrten an den Ärmeln ihrer Kinder.



WOLFGANG WURM PROSAMINIATUREN

Extraktion

Er habe ihm sozusagen den Giftzahn gezogen, sagte der Weißkitel mit erfahrener Miene, die Zange mit dem Stumpf noch in der Hand, während er benommen auf den pelzigen Wattebausch biß, der die Blutung in der pochenden Lücke nach und nach stillte. Die letzten drei Jahre stürzten wie eine hohle Wand in ihm ein. Wegen dieses eitrigen Stücks Dreck hatte er also keine Nacht mehr durchgeschlafen, das Verhältnis zu seinem Chef ruiniert und seine Ehe an den Rand des Scheiterns gebracht, nur um sich vor der verdammten Spritze zu drücken.

Unverbrüchlich

Sie hatten dichtgehalten, wie es ihr Schwur verlangte, und nur noch wenige im Dorf erinnerten sich an den Morgen, als die jüngste Tochter des letzten Bauern vor der Ausfahrt aufgefunden wurde, so wie sie sie nachts zuvor zugerichtet hatten, mit Viehstricken festgebunden am Stacheldrahtzaun, die Beine unter dem zerrissenen Rock voller Blut. Jetzt war der andere vor ihm gegangen und hatte in seinem Abschiedsbrief die gesamte Tat auf sich genommen, die ihn, wie er darin bekannte, sein ganzes Leben nie losgelassen habe. Der Verräter, durchfuhr es ihn heiß, mit der linken Hand lenkte er, die Flasche in der rechten war schon halb leer. Als das Ortsschild aufschien, trat er das Pedal durch.

Vorbild

Er hatte es eilig, und hätte nicht auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine Mutter mit zwei kleinen Kindern auf Grün gewartet, er hätte sich keine Sekunde um die sinnlose Ampel geschert, die einem nicht vorhandenen Verkehrsfluß ungehinderte Fahrt gewährte. Endlich gab die ungeduldig herbeigewünschte Farbe den Überweg frei, und beinahe erreichte er den jenseitigen Bordstein. Der betrunkene Fahrer, der in diesem Moment mit wummernden Boxen um die Ecke bog, hatte für den zu Boden gerissenen Fußgänger kein Auge, und auch die Familie wußte ihm keinen Dank, als erschrocken stammelnd mit dem Handy den Notarzt zu rufen.

Unbekannt verzogen

So sehr er auch suchte, es war nicht mehr da. *Er* war nicht mehr da, er, der doch ohnehin viel zu früh nicht mehr da gewesen war und – war er überhaupt jemals ganz da gewesen? Mit absoluter Sicherheit hatte er das Bild vor Augen, wo sich am Nordrand des Friedhofs in der zweiten Reihe von hinten an einer Kreuzung der Wege das Grab befand, in das sie ihn an einem höhnisch heiteren Frühlingstag hinabgelassen hatten, vermutlich noch mit ein paar Promille im Blut. Aber da konnte er zum x-ten Mal die Parzelle umrunden, es war nicht mehr da. Hätte er sich denken können, daß es der Gute so lange nicht aushalten würde unter der Erde, trockengelegt und von Engeln besungen.

Frage der Kompetenz

Da sei sie nun völlig erschüttert, sagte die Ärztin beim Folgetermin. Nie hätte sie damit gerechnet, daß er sich in der Zwischenzeit so gründlich mit ihrem Vorschlag beschäftigen würde. Und das Buch, das er sich besorgt hatte, das sei ja Fachliteratur und gar nicht repräsentativ für die Praxis einer solchen Behandlung. Auf eine Methode wie diese müsse man sich einfach einlassen, damit sie wirke, so viel Vertrauen hätte sie schon erwartet. Sein Argwohn stelle jetzt leider deren ganzen Erfolg in Frage.

Paarweise

Das Paar am Nebentisch war ihm auf der Stelle unangenehm aufgefallen, und seiner Frau gab er durch Blicke zu verstehen, daß ihm allmählich der Appetit verging, so wie sich diese zwei Psychos gegenseitig bis auf den innersten Grund sezieren. Von Emotion und Projektion war bei der Suppe die Rede, den Hauptgang verspeiste sie weinend, er schweigend. Beim Dessert schließlich lachten sie wiederum herzhaft, denn sie malten sich aus, wie sie Lokalverbot bekämen, wenn sie hier an Ort und Stelle übereinander herfallen würden. Seine Frau hatte schon lange nichts mehr auf sein abschätziges Raunen erwidert, und er beeilte sich zu bezahlen. Noch an der Tür des Restaurants erklärte sie ihm das Ende ihrer Ehe. So mit

Sache bist.«

»Bisher noch nicht.«

»Dann sage ich's dir jetzt ... Also, der Eindruck, den du mir vermittelst ist, also – es wirkt alles so unwillig bei dir.«

»Unwillig?«

»Ja, ich erwähnte ja schon dein mangelndes Einfühlungsvermögen und überhaupt deine häufige Abwesenheit.«

»Abwesenheit?«

Sein Schweißgeruch wird mir langsam unerträglich.

»Ja, ich meine gedanklich, deine gedankliche Abwesenheit – obwohl du, ehrlich gesagt, auch zu viele Pausen machst ... und dann immer die ganze Küche vollrauchst, warum rauchst du eigentlich nicht draußen?«

»Ok, unwillige gedankliche Abwesenheit, Küche vollqualmen, was noch?«

»Da brauchst du nicht gleich patzig zu werden, ich teile dir ja bloß meine subjektive Meinung mit, und ...« Er stockt. Eine gewichtige Pause folgt. Er räuspert sich, dann folgt der Schlußakkord:

»Also, wenn ich ganz ehrlich sein soll ... du bringst dich nicht genügend ein ... und ich halte es, glaube ich, deshalb für das Beste ... wenn wir unser Arbeitsverhältnis lösen würden.«

»Aha.«

»Ja.«

»Das scheint dann wohl die Lösung zu sein.«

»Ja, ich fürchte.«

»Sofort.«

»Ich denke es wäre besser, ja. Irgendwie gehörst du hier nicht her.«

Ich blicke vor mich hin und denke nach, jedenfalls denkt er, daß ich nachdenke. In Wahrheit schaue ich aus dem Fenster und betrachte die sich im Wind wiegenden Bäume und denke eigentlich gar nichts, außer vielleicht daran, hier bloß endlich zu verschwinden und dabei nicht zu gleichgültig zu wirken, ich möchte Hartmut schließlich nicht verwirren. Es hatte ihn sicher Überwindung gekostet, mich hier rauszuwerfen. Wahrscheinlich wollte er das schon seit Wochen, nur fehlte ihm die richtige Gelegenheit. Jetzt war sie da. Er muß sehr erleichtert sein.

»Ok, schade«, zwingt er mich zu sagen, »dann mach's mal gut Harry.«

»Also, äh ... du brauchst nicht jetzt zu gehen, also ich mein', nicht gleich sofort, in diesem Moment«, erwidert Hartmut etwas peinlich berührt.

»Ein Pflaster sollte man schnell abreißen.«

Sein Verlegenheitsgetue löst bei mir fast einen Lachanfall aus. Ich konzentriere mich auf seinen Schweißgeruch. Der Lachreiz vergeht. Ich bekomme Lust, eine zu rauchen, und vor allem Lust, jetzt wirklich zu verschwinden.

Nachdem Hartmut sich in sein Büro verzogen hat, erstelle ich eine neue Variante. Zehn Minuten später lasse ich meine Neufassung auf voller Lautstärke und auf Endlosschleife laufen und mache, daß ich verschwinde.

»Da stand so eine riesige Brosche auf dem Hof, und ich hatte das Gefühl, die gehört da überhaupt nicht hin ... Warum steht hier diese riesengroße Brosche? ... Und dann war ich schwanger, glaub ich, und es blutete aus meinem Köfferchen ... und vor dem Eingang mußte man seine Nase abgeben, und die wurde dann gesäubert, also gewaschen, mein' ich ... und dann blutete es aus meinem Eingang ... und es blutete und blutete...«

Draußen ist es sonnig, warm und windig. Die Kinder spielen. Ich zünde mir eine an. Draußen ist das Leben. Morgen beginnt ein neuer Tag.

KLAUS JOHANNES THIES ZWEI MINIATUREN

Heitere Märklinsonaten

Um dieses märchenhafte Bild zu betrachten: Weißer Jägerzaun und rotes Fallerhäuschen, mit kleinem See dahinter und mit einer Stromanlage verbunden und mit einer jungen Frau und mit ihrer Handtasche, sicher zu einem guten Zweck auf der Bildfläche. Ihr gegenüber ein Mann, ungefähr im selben Alter, ungefähr ebenso glücklich, oder sogar ein bißchen mehr. Die Welt wird immer falsch dargestellt. In Wirklichkeit ist sie ganz anders, mal idyllisch und mal öde, manchmal in der Schwebelage, anders als sie abgebildet und ursprünglich erdacht worden ist. (Im Begleitheft, das mir ein Wärter, der mir überraschend freundlich gesonnen ist, in Düsseldorf während unseres Ausstellungsbesuches in die Hand wie einen Fahrschein drückt, steht: »Es handelt sich um eine konstruierte Welt, wie sie im kleinen Format der Modelleisenbahn gestaltet und erlebt wird.«)

Als Kind – und insgeheim immer noch – war ich verliebt in diese kleine, mir erreichbare und von mir auch beherrschbare, übersichtliche Welt. Ich mochte den Teppich, auf dem ich wie ein Tier lag, und meine kleinen Fallerhäuser, in denen abends das Licht anging, wenn mein Vater nach Hause kam und meine kleinen, großzügig vor sich hinqualmenden Lokomotiven begrüßte, als wären das alleinstehende Pfeifenraucher, die auf den Gleisen unerlaubterweise rauchten – und mich bewunderte, meine Rangiermanöver – ich hätte dort mein ganzes Leben lang liegen können, Pausen nur dann zulassend, wenn es auf dem Tisch Milch und selbstgebackenen Käsekuchen gab, und dann wieder weiterspielend, wie Joseph von Eichendorff mit elf, immer nur spielen, wie wir später mit den Frauen spielen werden, heitere Märklinsonaten – von unten, also weit unter Rockhöhe lebten wir und betrachteten die Schuhe der Erwachsenen, die hohen und die flachen, die kühnen und die monotonen und die kleinen Seen und Bötchen, die es darauf abgesehen hatten, diese blauen Gewässer zu befahren, sie mit ihrem Rücken zu befühlen, zu berühren, zu spüren, in jeder Minute mindestens ein Mal.

Pferde auf einer Wuppertaler Weide

Es ist schön, sich etwas vorzunehmen, so schön. Als ob da auf den Schenkeln etwas schaukeln würde, was warm ist, so warm wie ein Mädchen. Manchmal lacht es auch dabei. Kann so gut lachen, als hätte es das hier auf mir gelernt. Schon von weitem möchte ich hören und dann wippt es wieder, wiehert fast, und dann kitzle ich es wieder, faß es sogar vorsichtig an. Es gibt so vieles an ihm anzufassen. Und der Tag steht still wie ein Pferd auf einer Wuppertaler Weide, mit dem Kopf tief unten, und so weich das Gras und knusprig grün, und es schmeckt wie Himbeersaft aus Seide. Mit dem Kopf ganz nah bei ihm und an der Mähne kannst du alles riechen, immerzu und immer wieder. Und da steht noch diese Bank, auf der ihr letzten Sommer schon gesessen habt und so fein nach vorn gesehen. Nichts ist schwieriger, als noch mal nach vorn zu sehen nach so langer Unterbrechungszeit.



hält er eine Flasche Bier. Das Glas dazu klemmt ihm unter dem Arm.

»Schade«, wiederhole ich leise.

Sie greift nach dem Strohalm, trinkt rasch das Glas aus. Ich begreife, was sie erreichen will. Ihr Mann bietet an, eine weitere Limonade zu holen. Sie nickt.

»Die Zeit wird nicht ausreichen, damit sich erneut ein Tropfen bildet«, sage ich, nachdem er gegangen ist.

»Wir sitzen hier jeden Tag um die gleiche Zeit.« Sie dreht sich zu mir um, sieht durch die Scheibe ins Café. Ein Müllwagen fährt vorbei, nimmt ihr fast die Wörter aus dem Mund.

Auch der nächste Tag ist heiß. Die Luft flirrt. Wir nehmen dieselben Plätze diesmal im Schatten ein. An diesem Tag entfernt sie den Schweißtropfen nicht. Er nimmt den erwarteten Weg schneller als gedacht. Ihre Haut ist aus Marzipan.

»Und«, fragt sie, blickt ihrem Mann nach. Er holt Limonade für sie.

»Der Tropfen muß langsamer laufen. Andererseits, wenn er zu langsam läuft, verliere ich vielleicht das Bewußtsein.«

»Wo ist er jetzt?« Sie wendet sich mir nicht zu.

»Soll ich Vermutungen anstellen?«

Sie schüttelt leicht den Kopf.

Ein zweiter Tropfen gelingt nicht mehr.

Am folgenden Tag das gleiche Zusammentreffen, aber eine Horde Wolken versammelt sich vor der Sonne. Sie blähen sich auf. Der Wind fegt die Straßenecken. Staubkörner lassen sich kurze Strecken über den Fußweg Richtung Straße tragen.

»Was machen wir jetzt?«, fragt sie, ohne mich anzusehen. Ihr Mann holt wie üblich Limonade.

»Vielleicht einen Spaziergang entlang der kleinen Läden?«

Sie schüttelt den Kopf.

Ich kenne ein Hotel mit Krafraum ganz in der Nähe, aber sie lehnt auch diesen Vorschlag ab.

»Ich werde allein mit der Vorstellung des Tropfens leben müssen.«

»Ist die Phantasie nicht immer der Wirklichkeit überlegen?«

Die Hilflosigkeit hebt mir die Schultern, aber sie sieht mich nicht an. Ihr Mann kommt zurück.

Auch der nächste Tag bringt keine Schweißtropfen hervor, obwohl sich das Wetter gebessert hat. Wir sitzen wieder in der Sonne. Einer am Ende der Tische hat sich das T-Shirt hochgezogen, will sich wohl den Bauch bräunen.

Als ihr Mann sich entfernt, sagt sie, ohne sich mir zuzuwenden:

»Ich habe bereits viel getrunken.«

»Es wird nicht genügen. Wir brauchen Hitze. Vielleicht sollten Sie mich ansehen und erröten. Es könnte förderlich sein.«

»Ich bin kein junges Mädchen mehr.«

»Ich könnte Ihnen Komplimente machen.«

»Erzählen Sie mir einfach etwas über den Weg des möglichen Schweißtropfens.«

Ich beschreibe, wie sich der Tropfen von einem ihrer rötlichen Haare löst, die komplizierten Wendungen seiner Bahn, um den Weg möglichst lang auszukosten. Ich schildere ausführlich sein Vergnügen, über bestimmte Stellen ihrer Haut zu rollen, Feuchtigkeit zurückzulassen, sich wieder zu sammeln. Aber bevor ich mit seinem Weg zu Ende bin, kommt ihr Mann zurück. Beim Abstellen des Glases verschüttet er ein wenig Limonade auf dem Tisch. Sie tunkt einen Finger in die Flüssigkeit und tupft sie sich unter die Schläfe. Es ist zu wenig, um einen Tropfen zu bilden.

Ein weiterer Tag vergeht vergeblich. Leichter Wind. Kein Glitzern. Nirgends Schweißtropfen.

»Etwas muß geschehen«, sage ich, als ihr Mann gegangen ist, Limonade holen.

Sie bleibt mit dem Blick auf dem Meer.

»Der Wetterbericht verspricht Hitze«, sagt sie nach einer Weile.

»Können wir ihm trauen?« Ich würde gern ihr Gesicht sehen.«

»Sie haben recht.«

Nach einer Weile – ihr Mann kann jeden Moment auftauchen – besucht mich ihr Lächeln »Es muß wohl etwas mit körperlicher Anstrengung sein, damit der Tropfen gelingt. Nicht wahr?«

»Ja.« Ich schlucke trocken.

Ihr Mann kommt, spielt Kellner ohne Tablett, balanciert das Limonadenglas auf seiner Handfläche. Ein zweites Bier in der Hand.

»Heute abend um 9 Uhr, gleicher Ort«, sagt sie fast ohne die Lippen zu bewegen. »Eine körperliche Anstrengung.«

Ein Lastwagen fährt vorbei, macht so viel Lärm, daß ich nicht sicher bin, ob ich sie verstanden habe.

Ich nicke auf jeden Fall, wage nicht zu antworten. Ihr Mann ist schon zu nah.



KATHARINA KÖRTING AUSZUG

Forgive me, if I choose not to believe /
the snow would fall like this,
were I not here / to see it
(John Burnside)

»Was machen wir jetzt mit dem Tag«, fragt einer in der Charité, tätowierter Berliner mit rotem Gesicht. Der andere Patient nickt, sein Loch im Hals – Kehlkopfkrebs, mutmaßte ich – gehalten von einem Verband; ein Schlauch schaut heraus, auch aus den Nasenlöchern. Er zieht ein Zigarillo hervor und steckt es genüsslich an, doch ich verstehe die Welt sowieso nicht mehr. Besuche im Krankenhaus machen mich hilflos.

Der Boden verschwindet hin und wieder, bewegt sich unter meinen Füßen, eine optische Täuschung, die die Wirklichkeit zum Widerspruch reizt, oder ein Mißgeschick darstellt, oder ein Zeichen. Man sieht mir nichts an, außer vielleicht, wenn einer genau hinschaut (und das tut keiner, im Krankenhaus, im Öffentlichen Nahverkehr, in den Großstadtstraßen), eine zusätzliche Öffnung zur Verletzlichkeit (es passiert so viel!), die es schwermacht, den Anblick von, zum Beispiel, Kehlkopfkrebsverbänden mit der gebotenen Distanz von mir zu weisen.

Zum Aufatmen sitze ich in der Nähe der Charité in einem Café am Kanal. Am Nebentisch führen ein Mann und eine Frau ein Gespräch, das so klingt, als fehlten ihnen die üblichen Schranken, die Straßenschilder, vor allem das Stopp. Sie reichen einander die Worte wie Gaben, deren Bedeutung auf der Hand liegt, obwohl ihnen das Sprechen nicht so leicht aus dem Leib kommt.

Er ist ziemlich dick, auch die Brillengläser vor seinen Augen sind dick. »Ich mag dich schwer gern«, sagt er ihr, »und ich weiß auch warum.« Sie guckt. »Weil du du bist.«

Ohne Vorgeplänkel kommt das zur Sprache, nur ihre Blicke berühren einander, als sei diese Liebeserklärung fällig gewesen: Mehr als ein Bekenntnis, eine Feststellung, die es nicht nötig hat, sich zu zieren, die wenig Aufhebens um die eigene Bedeutung macht.

»Und er ist er«, äußert sie über den Kellner, der die beiden zuvor-

kommend bedient; das Zucken ihres Kopfes verstärkt sich dabei ein wenig – ein absichtlich durchschaubarer Versuch, von ihrer Verlegenheit abzulenken? – oder ein lustvolles Hinauszögern ihres Einverständnisses?

»Er ist er, sie ist sie, ich bin ich«, befindet die Frau, es klingt wie ein Song. »Du bist du. Bestellen wir noch einen Kuchen?«

Allein dafür beneide ich sie: Nicht nur einen Kuchen, sondern sogar noch einen Kuchen essen zu wollen, essen zu dürfen, sich zu erlauben. Seit ich vierzehn bin, esse ich fast nie Kuchen, Torte nie. Ich mache mich dadurch nicht beliebt. Behaupte, was stimmt: Ich vertrage so viel Butter und Sahne nicht. Die Angst, schon vom Anblick noch ein Kilo mehr zu wiegen, behalte ich beschämt für mich.

Die Frau bestellt noch einen Kuchen.

Ich vergleiche die Phantasie, die ich mir über ihre Welt mache, mit meiner eigenen: Ihre Welt ist immer da, meine Welt ist ein Stakkato. Eine angehaltene Uhr. Eine atemlos lange Pause, als wenn die Play-Taste klemmte.

Der Kellner bringt den Kuchen an den Nebentisch und noch ein helles Hefe, und auch für mich fällt sein Lächeln ab, als gehörte ich zu ihnen, doch es ist nur geliehen. Die Frau zieht zwischen Daumen und Zeigefinger umständlich an ihrer Zigarette, hält die Kippe wie ein Werkzeug, während sie über die Spatzen philosophiert, die im Sand baden.

»Der Laden hier ist tierfreundlich«, gibt er scherzend dazu, und ich notiere: In ihnen, in mir kulminiert die Welt. Notiere, was ich höre, sehe, schmecke, als gehörte es zu mir, den Duft des nahen Wassers, dessen Fließen wie ein ständiges Gebet die Stadt durchzieht, ein Murmeln, denn auch mein Stakkato-Leben ist ein Fluß. Notiere eine Verlässlichkeit, ein Trotz-allem-Gottvertrauen in das dünne DIN-A6-Heft, das ich für 85 Cent im Krankenhauskiosk gekauft habe; es ist glattblau, »Oktavheft« steht drauf, und auf den Linien halten meine Vokabeln den Kurs.

Das Café, in dem wir sitzen, heißt »Auszeit«, und ich finde im Schreiben vorübergehend eine mehr oder wenige produktive Ruhe, folge der Unvollständigkeit halber den Spuren, hinterlasse meine Hieroglyphen im märkischen Sand, bevor der nächste Windstoß über sie hinwegfegt, in mein Haar greift, das sich weigert, gekämmt auszusehen, das unordentlich fliegt, klebt, verhext ist, egal, wie oft ich mich daran versuche – die trockenen Strähnen bleiben in der trockenen Berliner Luft die eines ruppigen Berliner Kindes, eines struppigen Hundes, der durch die Straßen schnüffelt (vielleicht fällt etwas für ihn ab?) und an jeden Baum pinkelt, weil alles sein ist, seins, weil doch alles allen gehört und er zeigen will, daß er auch dazu gehört zu den Gehörenden. Hoffe auf Schlaf mit seinen halben Bildern, deren Vervollständigung – wiederum – zu wünschen übrigließe. Und auch das wird ein Glück sein, nehme ich an. Das Wünschen. Weil jeder Wunsch einen neuen Wunsch zeugt wie jeder Tag ein neues Leben, ein Geschenk. Von Gott, glaube ich. Jedenfalls: Gegeben. Das Glück entsteht an den seltsamsten Stellen, wie ein Staudamm, der unvermittelt aufbricht. Immer gibt es Lücken. Auch darauf kann ich mich verlassen. Mein Scheitern erodiert, denn dieser Tisch, an dem ich sitze in der Auszeit, hat genau auf mich gewartet, ob ich es glaube oder nicht: Eine Entscheidung.

Die Zeit anhalten, ein gutes Stück Brot lang. Dran kauen.

Die Frau am Nebentisch zahlt für beide. »Damit hatte ich jetzt nicht gerechnet«, behauptet ihr umfangreicher Begleiter, auf proforma-Protest verzichtend, sie der Beteuerung enthebend. Er sagt: »Ich nehme das mal als gegeben hin.«

»Ja, nimm's als gegeben«, stimmt sie zu, und ich staune.

CHRISTIAN MAINTZ AUS DEM EHELEBEN

Während eines gemeinsamen Abendessens anlässlich ihres zwanzigsten Hochzeitstages antwortete der Sparkassenfilialeiter Diethelm Schulze-Mühlbach seiner Ehefrau Hildegard auf deren Frage, ob er sie noch genauso innig liebe wie ehemals, die einzigen Stunden wirklicher Leidenschaft, die ihm in diesem Leben beschieden gewesen seien, habe er in den Armen eines gewerbsmäßigen Freudenmädchens namens Gisela verbracht, das er die letzten zwölf Jahre über heimlich an jedem Monatsersten besucht habe. Erst seitdem wisse er, welch himmlische Gipfel, aber auch höllische Abgründe die menschliche Seele berge. Was die Zusammenkünfte mit jener Frau so über alle Maßen erregend, ja erschütternd gemacht habe, lasse sich in Worten nicht ausdrücken; nur soviel könne er andeuten, daß die Mondscheinsonate Ludwig van Beethovens sowie ein Paar rotlederne Schnürstiefel dabei eine herausragende Rolle gespielt hätten. Seit besagtes Fräulein Gisela nun allerdings vor kurzem nach Recklinghausen verzogen sei und er sie demzufolge nicht mehr treffen könne, fühle er sich unermesslich einsam; er habe das alles einmal sagen müssen. Auf diese Mitteilung hin erhob sich Frau Schulze-Mühlbach abrupt von der festlich gedeckten Tafel, warf ein halb gefülltes Glas Beaujolais und einen Teller selbstzubereiteter Antipasti gegen die Wohnzimmerwand, verließ ihren Mann noch am selben Abend und zog zu ihrem Yogalehrer Herrn Pranajamana, der allerdings, wie sie später erfahren sollte, eigentlich Lehmann hieß.



JÖRN BIRKHOFF VERTRIEBEN AUS DEM PARADIES

»...dann wurden wir erst mal zur Hygiene geschickt. Zu dem Waschgebäude kam man, also man mußte erst mal über einen großen Hof laufen und da drauf, also auf dem Hof, da war, da stand so eine riesige Eiche, und ich hatte das Gefühl, die gehört da überhaupt nicht hin, warum steht hier diese riesengroße Eiche? ... aber dann war da auch schon der Eingang, und nein, bevor man reinging, mußte man draußen noch die Sachen abgeben, aber ich hatte ja so gut wie nichts bei mir, nur was ich so anhatte und meine Brosche und mein kleines Köfferchen, da drinnen mußten wir uns dann komplett ausziehen, ich stand da mit noch fünf oder sechs andern Mädchen, wir mußten erst mal warten, die eine war schwanger, glaub ich, und blutete aus der Nase, dann wurden wir gesäubert, also gewaschen, mein' ich ...«

Ich klicke auf Stop, markiere einzelne Textpassagen, stelle sie um und lösche einiges. Ich nehme die Kopfhörer ab und massiere meine Schläfe. Ich habe Kopfschmerzen, diese verdammte Luft hier macht einen stumpf. Draußen scheint die Sonne, das verrät mir der Blick durchs Fenster, und die Bäume wiegen sich im Wind. Draußen wäre es jetzt schön. Ich setze die Kopfhörer wieder auf. Ich lausche, markiere noch mal und lösche noch ein ganzes Stück. Seit vier Stunden lausche, markiere und lösche ich. Ich klicke wieder auf Start.

»Wir wurden zur Hygiene geschickt ... Da mußten wir uns ausziehen ... und dann wurden wir gesäubert.«

Ich schwitze, ich hätte auch Lust, mich zu säubern. Draußen spielen Kindergartenkinder »Deutschland sucht den Superstar« oder »Popstars« nach. Sechs in einer Reihe tanzen voller Elan, ein siebtes

gibt Anweisungen. Die Bäume wiegen sich im Wind. Die Sonne scheint.

»Na, wie kommst du voran?«, fragt mich Hartmut, der plötzlich neben mir steht. Dieser Mensch mit seinen 1,63 Meter kommt immer wie eine Katze angeschlichen. Plötzlich steht er vor einem. Gut, daß ich gerade nicht im Internet surfe oder dabei erwischte werde, wie ich draußen auf die Kinder starre. Auf Heranwachsende zu starren, ist heutzutage nicht ganz unumstritten. Vor kurzen rauchte ich draußen eine, als die Kinder Pause hatten. Ich schaute ihnen interessiert beim Spielen zu. Wahrscheinlich zu interessiert. Nachdem mich irgendwann die beiden Kindergärtnerinnen mit skeptischen Blicken tuschelnd aufs Korn genommen und mich zusätzlich ein halbes Dutzend vorbeilaufender Passanten begafft hatten, gab ich das Rauchen draußen auf und ging zum Quarzen wieder in die stickige Küche. Warum mußten sie dieses dämliche Archiv auch direkt neben einem Kindergarten einrichten?

»Ich bin noch am Straffen«, antworte ich, den Kopfhörer abnehmend.

»Kann ich trotzdem mal hören?«

Er zieht sich einen Stuhl heran. Ich registriere seinen Kaffeeatem.

»Wieso nicht.«

Ich fahre die Lautstärke höher und klicke auf Start.

»Wir wurden zur Hygiene geschickt ... Da mußten wir uns ausziehen ... und dann wurden wir gesäubert.«

»Aber was ist mit der Brosche?!«

»Was?«

»Die Brosche! Die hast du ja rausgenommen!«

»Ja und, das Ganze sollte doch gekürzt werden?«

»Aber doch nicht die Brosche!«

»Pro Schicksal eine Minute, so war die Vorgabe.«

»Also, wie du das sagst, klingt das irgendwie taktlos.«

»Was heißt hier taktlos? Du wolltest es so haben.«

»Ja, schon, aber trotzdem.«

»Wie trotzdem, ich sollte aus acht Stunden Interviewmaterial eine Minute Text zusammensammeln, so war die Vorgabe, daran halte ich mich.«

»Ja, aber die Brosche ist doch wichtig! Diese Frau Abel wurde aus ihrem schlesischen Dorf vertrieben, die russische Front hatte ja schon fast alles überrollt, und sie konnte ja kaum etwas mitnehmen, und diese Brosche war das einzige, was für sie von Wert war – von emotionalen Wert, verstehst du?«

»Ich bin ja nicht geisteskrank.«

Hartmut riecht nach Schweiß, ich wahrscheinlich auch.

»Diese Brosche war ein Geschenk ihrer Großmutter gewesen. Weißt du, ich hab das Gefühl, du kannst dich da gar nicht richtig reinversetzen, emotional mein' ich.«

»Ich habe seit einer Woche nur die jaulende, selbstgefällige Stimme einer alten Frau im Ohr ... und ich sag's noch mal: Acht Stunden Material, zusammengeschrumpft auf eine Minute! Jetzt noch einen auf Betroffenheit zu machen, tut mir leid, das ist nicht drin ... Dazu weiß ich ja nicht mal, wie sie aussieht, und das läßt kaum Empathie aufkommen.«

»Ja, mag sein, daß du das nicht weißt, aber kannst du dir wenigstens vorstellen, was Frau Abel damals alles durchmachen mußte.«

»Da war sie wohl nicht die einzige. Es gab damals auch so'n paar Leute mit 'nem Stern auf der Brust, die hatten auch schon entspanntere Zeiten gehabt.«

»Ja, aber das ist doch ein ganz anderes Thema, und das weiß man mittlerweile ja auch alles.«

»Schon, aber es ist vielleicht irgendwie prägender, wenn beispiels-

weise der Säugling einer jüdischen Mutti vor ihren Augen zerrissen wird, während man auf ihrem Kopf rumtrampelt, als vom Iwan aus der Wohngegend geworfen zu werden.«

»Darum geht's doch gar nicht! Aber diese Vertriebenenschicksale wurden bisher noch gar nicht richtig aufgearbeitet!«

»Ich bin doch grad dabei.«

»Ja, aber so euphorielos.«

»Euphorielos!?«

»Ja, wenn du dich da nicht reinversetzen kannst, dann ...«

»Man kann sich weder in das eine noch in das andere reinversetzen, das zu behaupten, wäre sowieso geheuchelt – man kann höchstens versuchen zu verstehen.«

»Ja, das tust du aber nicht!«

»Wenn du's sagst ... dafür mach ich aber meinen Job.«

Genervt klicke ich nochmals auf den Originaltext, um für einen Moment von seinen Vorhaltungen verschont zu bleiben:

»...dann wurden wir erst mal zur Hygiene geschickt. Zu dem Waschgebäude kam man, also man mußte erst mal über einen großen Hof laufen und da drauf, also auf dem Hof, da war, da stand so eine riesige Eiche, und ich hatte das Gefühl, die gehört da überhaupt nicht hin, warum steht hier diese riesengroße Eiche? ... aber dann war da auch schon der Eingang ...«

Ich klicke auf Stop.

»Was ist mit der Eiche?«, frage ich bockig.

»Was soll damit sein?«

»Na ja, sie benimmt sich, als hätte sie noch nie einen Baum auf einem Hinterhof gesehen. Soll das auch noch rein?«

»Wozu?«

»Also nicht. Und die blutende Schwangere?«

»Was?«

Ich spiele die Stelle ab:

»die eine war schwanger, glaub ich, und blutete aus der Nase ...«

»Unwichtig!«, zischt Hartmut.

»Wie du meinst?«

»Aber, die Brosche bleibt drin!«

»Die Lady soll ihre scheiß Brosche haben.«

Gereizt füge ich schnell die gewünschte Textpassage wieder ein. Hartmut wartet unruhig und atmet laut. Er will etwas sagen, spart es sich aber auf, ich spüre das.

»So, bitte«, sage ich dann und klicke erneut auf Start:

»Wir wurden zur Hygiene geschickt ... Da mußten wir uns ausziehen ... aber ich hatte ja noch meine Brosche bei mir ... und dann wurden wir gesäubert.«

»Ich würde die Stelle umstellen«, bemerkt Hartmut belehrend, und greift sich die Maus.

Er beginnt herumzuwerkeln, und ich sitze zehn Zentimeter neben ihm und inhaliere seinen Schweißgeruch und seinen Kaffeeatem. Nach etwa drei Minuten verkündet er:

»So, jetzt ist es besser, glaub' ich«, und klickt auf Start.

»Ich hatte meine Brosche bei mir ... Wir wurden zur Hygiene geschickt ... Da mußten wir uns ausziehen. ... und dann wurden wir gesäubert.«

»Ist doch besser so, oder?«, ereifert er sich.

»Auf jeden.«

Hartmut sieht mich jetzt sehr aufmerksam an und kommt unangebracht nah an mein Gesicht heran. Ich hasse es, wenn Leute einem beim Reden so dicht auf die Pelle rücken, besonders dann, wenn sie nach Schweiß und nach verfluchtem Kaffee aus dem Maul riechen.

»Sag mal, Max, hab ich dir eigentlich schon mal gesagt, daß ich bei dir oft das Gefühl habe, daß du überhaupt nicht richtig bei der